



Christ und Welt **Johannes Calvin**

Die evangelische Kirche macht sein 500. Geburtsjahr zum Fest. Doch der sperrige Reformator wird bis heute verkannt. **SEITE 23**

Forum

RM-Mitherausgeber Steffen Heitmann über den allzu lockeren Umgang mit Milliarden. **SEITE 26**

MEINUNG

Das Verbindende stärker betonen

ÖKUMENE Im Gespräch zwischen den Konfessionen herrscht eine gespannte Atmosphäre

Von Rudolf Zellw

Es ist zunächst nur eine Personalie: Die evangelische Pfarrerin Barbara Rudolph, bisher Geschäftsführerin der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK), wechselt in die Leitung der rheinischen Landeskirche, wo die künftige Oberkirchenrätin die Abteilung für Mission, Ökumene und Religionen übernimmt. Ein Karriereschritt. Beim zweiten Blick erhebt sich freilich eine Frage, die weit über die Personalie hinausgeht: Welchen Stellenwert hat die Ökumene heute in den Kirchen?

In der Geschäftsführung der ACK, in der die Fäden des ökumenischen Engagements in Deutschland zusammenlaufen, sind Stellen nicht besetzt. Auch die Nachfolge von Rudolph ist offen. Ein Zustand, den die Verantwortlichen in den Kirchen beheben sollten.

Doch das Problem geht tiefer: Es kann keinem verborgen bleiben, dass das ökumenische Klima abgekühlt ist. Manche sprechen schon von einem vermintem Gelände, auf dem in unschöner Regelmäßigkeit Sprengsätze hochgehen. So äußerte sich Bischof Wolfgang Huber, der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, in einem Interview zum Jahresende kritisch zum theologischen Kurs von Papst Benedikt XVI. und stellte fest: „Es zeigt sich dabei, dass er die Geschichte der Reformation in das Bild einer europäischen Verfallsgeschichte einordnet. Dieses verfallshistorische Konzept erzeugt ökumenische



Die Kirchen sollten jetzt wieder mehr miteinander als übereinander reden.

Probleme, mit denen man umgehen muss.“ Das wollte der Vorsitzende der Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz, der Regensburger Bischof Gerhard Ludwig Müller, so nicht stehen lassen und sprach – in einem Interview der „Tagespost“ – von „grundlegenden Missverständnissen“ im Dialog zwischen Katholiken und Protestanten und von „Fehlurteilen“. Zu diesen gehöre die verbreitete Ansicht, die katholische Kirche sei vor der Aufklärung stehengeblieben.

Hubers Vorschlag, Theologen beider Konfessionen könnten auf dem Weg zum großen Jubiläum 2017 Ursachen und Folgen der Reformation gemeinsam ökumenisch aufarbeiten, wies Müller zurück und begründete dies unter anderem mit dem Hinweis, Katholiken könnten „niemals alles das legitimieren, was geschehen ist und mit dem Wesen der Kirche in Widerspruch steht: die glaubensmäßige, dogmatische, moraltheologische und sakramententheologische Spaltung der Christen“.

Das ist Klartext, eine ehrliche Sprache, wie sie von nicht wenigen im ökumenischen Gespräch immer wieder gefordert wird. Schade ist nur, dass in der Ökumene zurzeit mehr übereinander geredet wird als miteinander und das Trennende über das Verbindende gestellt wird. Hier ist noch einiges zu tun auf dem Weg zum Zweiten Ökumenischen Kirchentag 2010 in München. Dort geht es schließlich um das gemeinsame Zeugnis.



EVANGELISCHES TAGEBUCH

Anhalt will wachsen

Von Benjamin Lassive

Joachim Liebig hat Karriere gemacht. Bis Ende des letzten Jahres war der evangelische Pfarrer Superintendent – in der zweitkleinsten Landeskirche der EKD, in Schaumburg-Lippe (62 000 Mitglieder). Seit dem 1. Januar ist er für die nächsten sechs Jahre Kirchenpräsident in der kleinsten Landeskirche, der rund 50 000 Gemeindeglieder zählenden Evangelischen Landeskirche Anhalts mit Sitz in Dessau. „Ich habe in Schaumburg-Lippe erlebt und sehe es in Anhalt wieder, dass es sich in kleinen Einheiten gut arbeiten lässt“, sagt Liebig. Beide kleinen Landeskirchen seien Kirchen der kurzen Wege. Entscheidungen lassen sich schnell treffen, weil viele Zwischenebenen nicht da sind, die in den großen Kirchen die Bürokratie schwerfälliger machen.

Dass das ein Erfolgsmodell sein kann, hatte die anhaltische Landeskirche in der Vergangenheit hinreichend bewiesen. Bei den Spendenergebnissen für die evangelische Aktion „Brot für die Welt“ lag Anhalt, umgerechnet auf die Gemeindegliederzahl, stets vorn. Die alle zwei Jahre stattfindenden anhaltischen Kirchentage locken selbst im entkirchlichten Mitteldeutschland regelmäßig ganze Städte in Freiluftgottesdienste und Diskussionsveranstaltungen. Auch mit ihren wissenschaftlichen Symposien zum Schutz der Elbe sorgt die Landeskirche bundesweit für Aufsehen. Das letzte im Herbst 2008 brachte Naturschützer und Binnenschiffer wieder an einen Tisch, die vorher nicht mehr miteinander geredet hatten. „Im Land Sachsen-Anhalt wird sehr aufmerksam wahrgenommen, dass

wir die einzige Institution sind, die sich noch auf das alte Fürstentum Anhalt beruft“, hat Joachim Liebig schon in seinen ersten Amtstagen festgestellt. „Wir tragen damit zum Selbstverständnis einer ganzen Region bei.“ Damit das so bleibt, will die anhaltische Landeskirche ihre Mitgliederzahl in den nächsten Jahren deutlich steigern. Während anderswo die Zukunft der Kirche zunehmend in Impulspapieren und Strukturdebatten gesehen wird, rief die kleinste der 22 Landeskirchen kurzerhand eine „Missionsdekade“ aus. „Dabei geht es uns aber nicht um bloße Akquise, wir arbeiten vielmehr an einem geistlich-missionarischen Anspruch“, sagt Joachim Liebig. Die Anhalter wollen den Menschen in der Region einen Halt im Glauben bieten.

Einer freilich wird künftig aus dem fernen Brandenburg auf die Früchte blicken, die er säen half. Denn mit dem Amtsantritt von Joachim Liebig verabschiedete sich Anhalts langjähriger Kirchenpräsident Helge Klassohn in den Ruhestand, den er in der Nähe zu früheren Wirkungsorten verbringen will, wenn er nicht als Beauftragter der EKD für Aussiedler unterwegs ist. Viel musste der Theologe in den letzten Jahren einstecken, dazu die fusionslüsternen Blicke der Nachbarkirchen auf das kleine Anhalt. Doch mit Charme, Volkstümlichkeit und der Kraft des Glaubens hielt Klassohn, der zugleich eine Pfarrstelle an der Dessauer Georgen-Kirche innehatte, das kleine anhaltische Kirchenboot stets auf einem eigenständigen Kurs. Sein Nachfolger Joachim Liebig wird es trotz aller Erfahrungen aus Schaumburg-Lippe schwer haben, ihn darin zu übertreffen.

Rufmord in Wort und Bild

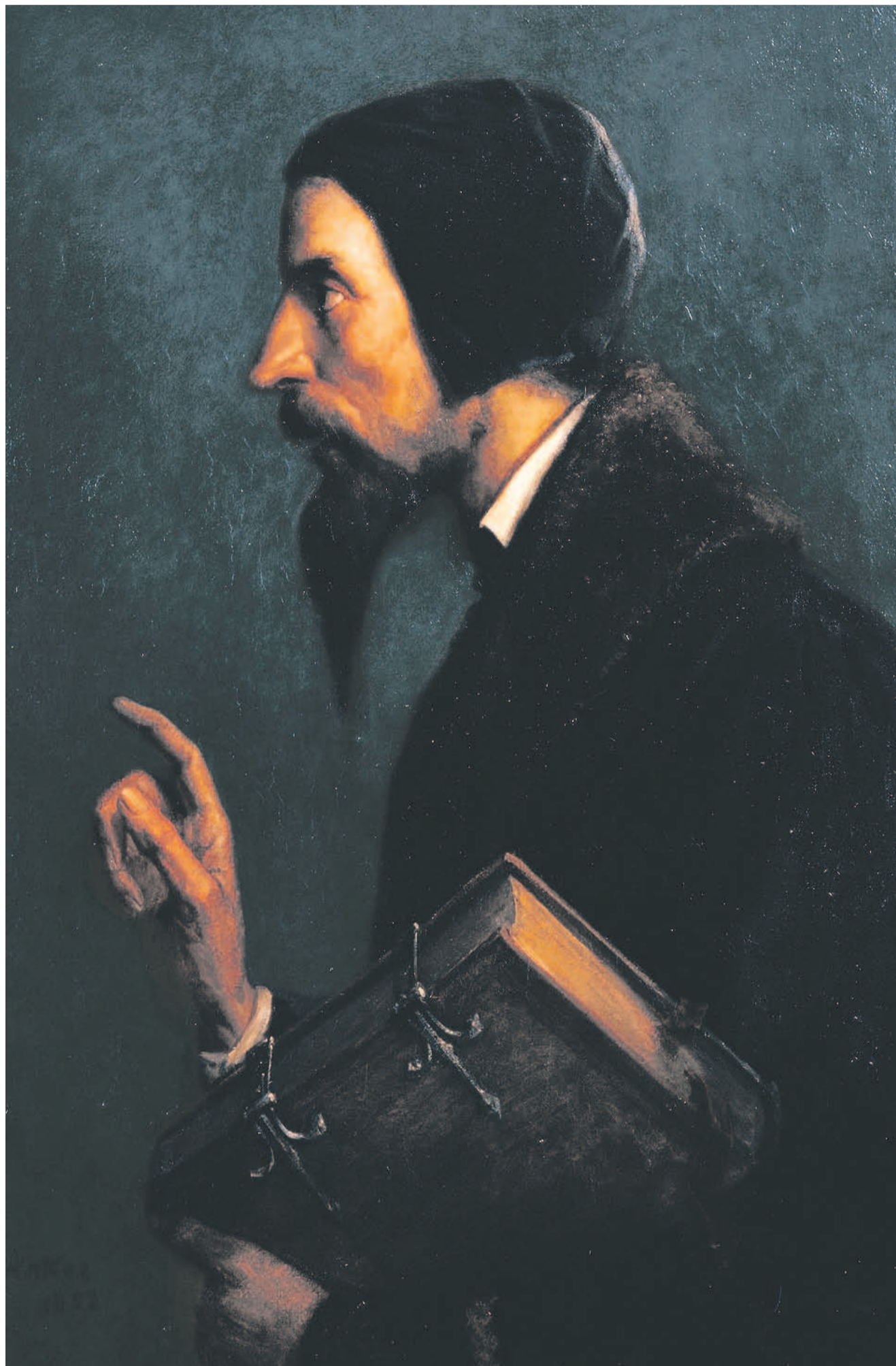
REFORMATOR Literaten, Maler und Denker haben Calvin als Monster gebrandmarkt. Ein Plädoyer für eine unvoreingenommene Entdeckung des Erneuerers, dessen Frömmigkeit die Welt verändert hat

Von Rolf Wischnath

Wir müssen unser ganzes Leben lang vorwärts kommen, und alles, was wir erreicht haben, ist immer nur ein Anfang“, schrieb der Genfer Reformator Johannes Calvin einmal. Sein Leben war ein ständiges, leidenschaftliches Anfangen und Vorwärtsdrängen: zur Ehre Gottes, zum Reich Gottes, zur Bewahrung der Gerechtigkeit Jesu Christi in der menschlichen Gemeinschaft der Kirche und der Gesellschaft, in der Christen- und Bürgergemeinde Genfs, die ihn gerufen und verjagt, wieder gerufen, mit ihm gestritten und ihn geehrt hat.

An Johannes Calvin aus Anlass seines 500. Geburtstages zu erinnern, mag wie eine Provokation erscheinen, auch wenn die Evangelische Kirche in Deutschland 2009 zu einem Calvin-Festjahr macht. Selbst viele gebildete Christen halten ihn für ein Monster. Sein Name steht für Sittenstrenge, Kirchenzucht und radikale Intoleranz gegenüber Ketzern. Die Geschichte des Rufmords an Calvin ist ohne Beispiel. Die Artikel über ihn in Volkslexika, Geschichts- und Religionsbüchern sind, mit wenigen Ausnahmen, angefüllt mit Unwahrheiten und Schmähungen, die zurückreichen bis ins Genf des 16. Jahrhunderts. Eine zureichende Biografie gibt es derzeit in deutscher Sprache nicht, die auch die sozialen Bedingungen berücksichtigt und seine Theologie würdigt. Auch die angekündigte deutsche Calvin-Literatur fürs Gedenkjahr scheint daran nichts zu ändern.

Schon von Anfang an hat die Polemik Calvin zu einem Zerrbild gemacht, einem hartherzigen, kalten Menschenfeind mit einer autoritären, fürchterlichen Theologie. In dem in der Nazizeit geschriebenen Buch „Castellio gegen Calvin oder Ein Gewissen gegen die Gewalt“ von Stefan Zweig ist Calvin Chiffre für all das, was der aus Hitlerdeutschland vertriebene Dichter aus tiefster Seele verabscheut und fürchtet: „Wo die Gewalt einmal herrscht, da ist dem Besiegten kein Appell gelassen, immer bleibt der Terror die erste und zugleich letzte Instanz.“



Zerrbild: Der Schweizer Albert Anker malte Calvin 1859 als finsternen Asketen. ABILDUNG: MUSÉE HISTORIQUE DE LA RÉFORMATION, GENÈVE

Oft wird gesagt, Calvin habe in Genf eine „Theokratie“ errichten wollen, ein politisches System, das durch die Träger geistlicher Gewalt, mit der offenen Bibel in der Hand regiert und tyrannisiert wird. Calvin wollte aber zunächst nichts anderes, als eine Gemeinde aus überzeugten Christen zu sammeln und ihr durch Predigt und Sakrament zu dienen. Ihm kam es dabei auf eine selbstbewusste Gemeinde an: eine Kirche, die sich des Wortes Gottes, seines Trostes und seiner Mahnung in allen Bereichen des Lebens bewusst bleibt und von hier aus ihre gemeindefördernde Identität findet.

Calvin wollte eine Volkskirche, aber als bekennende Kirche, die also in steter Reformation Kirche des lebendigen Bekenntnisses zu Jesus Christus wird und bleibt. Er wollte die „reformierte Kirche“, nicht als eine zweite Konfession im Lager der Evangelischen, sondern als die eine, heilige, christliche Kirche, die sich immer wieder im Hören auf Gottes Wort vor Ort als seine Gemeinde findet und erneuert. Nun war in Genf politische und christliche Gemeinde von den ihr zugehörigen Menschen her identisch.

Dennoch suchte Calvin eine klare Unterscheidung: Die Kirche sollte nicht den Platz der weltlichen Regierung einnehmen, und die weltliche Regierung sollte nicht in die geistlichen Bestimmungen der Kirche hineinregieren. Kirche und Obrigkeit sollten aufeinander bezogen sein. Daher drängte Calvin einseitig dazu, dass die politisch Verantwortlichen auf die Verkündigung des Wortes Gottes hören und Gottes Gebot Geltung verschaffen, ihm zum Recht verhelfen. Andererseits achtete er darauf, dass der Rat der Stadt Genf sich nicht anmaßte, die kirchliche Freiheit zu beschränken.

Seine ganze Amtszeit hindurch kämpfte er gegen die Einnischung politischer Instanzen in innerkirchliche Angelegenheiten. Zugleich waren er und der Rat der Stadt in allen Rechts- und Strafverfahren der „Constitutio

Criminalis Carolina“, der Peinlichen Gerichtsordnung Karls V., unterworfen, die das geltende Recht im ganzen Reich, damit auch in Genf, bestimmte.

Alle aus heutiger Sicht so „mittelalterlich“ erscheinenden Prozesse in Genf – etwa gegen den Arzt und Publizisten Michael Servet, der auf dem Scheiterhaufen endete, nachdem Calvin ihn der Irrlehre überführte –, auch die in Zürich und im Wittenberg Luthers, sind berücksichtigt (nicht rechtfertigend) zu verstehen vor dem Hintergrund dieser Rechtsregelungen. Und alle sogenannten „Kirchenzucht-“ und „Disziplinarmaßnahmen“ in Genf, Gruselmärchen ausgenommen, erscheinen in einem anderen Licht, wenn man sich die elende soziale Lage in dieser von Tausenden evangelischen Flüchtlingen „überfüllten“ Stadt vor Augen führt.

Calvin geriet ständig in unabwendbare Konflikte mit diesen Grundbedingungen seiner Wirkungsstätte, in deren Grenzen er die Gerechtigkeit des Reiches Gottes suchte. Immer wurde er in die Reihen der vielen streitenden Parteien und damit in fast aussichtslose Situationen hineingezogen. Exemplarisch beschreibt er vor dem Großen Rat Genfs diese zermürbende Lage in seinem Bericht über einen öffentlichen Tumult: „Ich stürzte mich mitten ins Gewühl. Obwohl alle wie versteinert waren, liefen sie doch auf mich zu und

zogen mich hierhin und dorthin, damit mir nichts zustoße. Ich beschwor Gott und die Menschen, dass ich gerade darum gekommen wäre, um mich zwischen die Schwerter zu stellen. Ich rief: „Wenn ihr wollt, dass Blut fließt, fangt bei mir an!“ Darauf kühlte die hitzige Stimmung sichtlich ab, selbst bei den Böswilligen, vor allem aber bei den Gutwilligen. Schließlich brachte man mich in den Ratssaal. Da geriet man wieder in Streit, und wieder trat ich zwischen beide Parteien. Ich brachte es so weit mit ihnen, dass alle sich ruhig hinsetzten. So wie es die augenblickliche Situation erforderte, hielt ich eine lange, scharfe Ansprache. Man sagt, dadurch seien alle bis auf wenige Ausnahmen wunderbar gerührt worden.“

Was war die entscheidende theologische Leistung dieses wortmächtigen und doch so bescheidenen Mannes? Er hat Luthers Grundgedanken von der Rechtfertigung des Sünders allein aus der Gnade Gottes fortgeführt. Stärker als bei Luther bringt er die Präzision des Evangeliums zum Ausdruck. Calvin hat immer wieder eingeschärft: Wo Gottes Gnade wirkt und Vergebung der Sünden ist, da entsteht auch ein neues, anderes Leben. So hat Johannes Calvin nicht nur neue Akzente in der Theologie der Reformation gesetzt, sondern ethische und politische Entwicklungen ausgelöst, die Westeuropa und Amerika entschei-

dend beeinflusst haben. Ohne Calvin kann die Freiheits-, Gerechtigkeits- und Demokratiegeschichte der westlichen Welt nicht geschrieben werden.

Calvins Botschaft ist aktuell. Sie lautet: Christus allein ist der Herr des einzelnen Menschen; niemand anders als er darf Herrschaftsansprüche über andere Menschen erheben. Das Wort Gottes allein ist bindender und befreiender Maßstab für das Leben. Und auch das politische Leben steht unter dem Gebotsanspruch Gottes. Der Staat ist daran zu prüfen, wieweit er dem Anspruch Gottes dadurch Raum gibt, dass er dessen Ebenbild, den Menschen, schützt und beschirmt, zu seiner Gerechtigkeit und seiner Freiheit beiträgt. Dabei ist die Ehre Gottes stets Calvins erstes Bestreben gewesen.

Johannes Calvin war ein Mann im Widerspruch, keine glatte Figur der Kirchengeschichte. Den „sehr unbequemen Reformator“ nannte ihn der Theologe Ernst Wolf vor vierzig Jahren. Auf ihn zu achten, an ihm das Maß zu nehmen, wäre insbesondere heutigen kirchlichen Amtsträgern gut, die oft ja doch lieber bequem, das heißt angenehm auftreten und keinerlei Missbehagen verursachen möchten.

Rolf Wischnath ist Professor für Systematische Theologie an der Universität Bielefeld.